

(Nachdruck verboten.)

13]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Für heute haben wir genug mit einander besprochen,“ meinte Steinert. „Sie werden in den nächsten Tagen weiteres von mir hören. Wenn ich mir noch einen Rat erlauben darf, so sprächen Sie zunächst mit keiner Seele über unser Projekt.“

„Ich werde mit niemandem darüber sprechen,“ antwortete Kessler, indem er Steinert noch einmal prüfend betrachtete. Hierauf verabschiedete er sich von ihm und trat mit zwiespältigen Empfindungen und schwerem Kopfe den Heimweg an . . .

Fünftes Kapitel.

Frau Anders sagte:

„Mädel, Du gefällst mir nicht! Du mußt irgend einen Kummer haben, den Du uns verbirgst. Meinst Du, ich verstehe mich nicht auf Deine Augen? — Auch Vater ist es aufgefallen, daß Du so still umherstreichst, kein überflüssiges Wort sprichst und kaum den nötigsten Witsen zu Dir nimmst! — Kind, was hast Du denn? Und warum fürchtest Du Dich vor unseren Fragen?“

„Mutter, mir ist nichts! Tut mir die Liebe und quält mich nicht!“

Sie wandte sich ab. Auf ihrem Gesichte lag eine bittere Verstörtheit.

Frau Anders seufzte tief auf.

„Wie kann man zu seinen Eltern so wenig Vertrauen haben!“ Nagte sie. „Wer steht Dir näher als wir?“

Herr Anders blickte von seinem Notenpapier empor, auf dem er emsig gekritzelt hatte.

„Dräng Dich nicht in ihre Gedanken, Mutter,“ sagte er.

„Es gibt Dinge, die der Mensch mit sich allein abmachen muß, und wenn das Mädel uns braucht, wird es schon zu uns kommen. Sie weiß ja — nicht wahr, Gretel, das weißt Du? — daß wir für Dich immer zu haben sind!“

Gretel nickte nur stumm.

Frau Anders aber schüttelte heftig den Kopf:

„Wenn den Menschen ein Jammer drückt, so soll er ihn aussprechen. Dann trägt er ihn nur noch halb so schwer. Ich sage Dir, Papa, es führt zu nichts Gutem, wenn man alles so still und stumm hinunterwürgt. Schau sie Dir nur an, sie sieht ja aus wie das Leiden Christi!“

„Uebertreib nicht, Alte! Das Leiden Christi scheint Du doch ein wenig leicht zu nehmen.“

„Mach Du Dich mir noch über mich lustig,“ gab sie zurück. „Nachher, wenn das Unglück fertig ist, nützt alles Reden nichts mehr. Was soll man dazu sagen, wenn sie zu uns kein Vertrauen mehr hat!“

„Papperlapapp!“ unterbrach sie der Musiker. „Mutter, Du nimmst immer so große Worte in den Mund. Wir sind doch nicht auf dem Theater! Ein junges Mädel hat seine Stimmungen! Komm mal her, Gretel!“

Sie folgte schweigend und setzte sich an sein Bett.

„Sieh mal, Kind, Du mußt die Mutter ein bißchen begreifen. Wir haben doch nur Dich! Und da ängstigt und grämt sie sich, wenn Du einmal ein bißchen Trübsal bläst . . . Komm! Sage ihr, daß es nichts auf sich hat!“

Er fuhr mit seiner Hand über ihren Scheitel und sah sie selbst ein wenig besorgt an.

„Es ist nichts,“ gab sie leise zurück; „es ist wirklich nichts!“

Sie vermied es, bei diesen Worten seinen Blicken zu begegnen. Aber der Ton ihrer Stimme klang bedrückt.

Frau Anders verließ das Zimmer. Sie wußte, daß ihr Alter das Mädel besser zu nehmen verstand als sie. Vielleicht brachte er heraus, was auf ihr lastete . . .

Beide sahen unwillkürlich eine kleine Weile nach der Tür, hinter der Frau Anders verschwunden war.

„Nämlich, Vater,“ sagte sie leise, „einmal mußt Du es ja doch wissen: ich habe im Geschäft gekündigt. Canelli läßt mir keine Ruhe mehr . . . er verfolgt mich mit seinen Anträgen, und seit Baumeister Kessler,“ fügte sie kaum hörbar hinzu, „damals bei uns im Laden war, gebärdet er sich wie toll. Er bildet sich Gott weiß was ein!“

Sie lachte gepreßt auf. Ihre Augen verdunkelten sich, und ein schwerer, grüblerischer Zug trat in ihr Gesicht.

„Aber Kind,“ erwiderte er, „das ist doch kein solches Unglück. Ich kann mir auch nicht recht vorstellen, daß Du das so schwer nimmst! Gut, Du gibst Deine Stellung auf. Was weiter? Man ist doch, gottlob! nicht auf eine Sache angewiesen. Du wirst eben etwas Neues finden.“

„Du denkst Dir das auch leichter, als es ist, Vater! Gerade jetzt soll ich gezwungen sein, fortzugehen und Euch Sorge zu machen, wo Du durch Deine Krankheit . . .“

„Mädel, zerbrich Dir deswegen nicht den Kopf!“ unterbrach er sie. „Ein paar Pfennige hat man ja auf die Kante gelegt. Notgroschen sind dazu da, um in der Not gebraucht zu werden. Kind, ich kann es nicht aushalten, wenn man den Kopf hängen läßt. Den Mut verlieren, heißt alles verlieren!“

Er nahm plötzlich ihre beiden Hände.

„Das ist es ja auch nicht, was Dich so verstimmt, Gretel. Ich kenne Dich besser!“

Sie wich seinem forschenden Auge geflüchtig aus.

„Nun, ich dränge nicht,“ sagte er beruhigend, „ich dränge nicht!“

„Ich kann nicht darüber sprechen,“ erwiderte sie leise, „aber ich mag Dich auch nicht täuschen. Gewiß, es ist etwas anderes, was mich bedrückt. Ach, Vater, sieh mich nicht so an. Ich hab' ein schlechtes Gewissen vor mir selbst und kann Deinen Blick nicht gut aushalten.“

„Schlechtes Gewissen!“ Er lachte hell auf. „Weißt Du, darüber mache ich mir keine Sorgen. Es gibt Menschen, die nicht sündigen können. Und zu denen gehörst Du!“

„Bist Du dessen ganz sicher?“

„Ich glaube wohl.“

„Vater, ich fürchte, Du täuschest Dich in mir. Ich fürchte, Du und Mutter, Ihr beide beurteilt mich falsch. Manchmal glaube ich, in mir schlummern Triebe, die vor nichts zurückschrecken. Ja, das glaube ich.“

Er sah sie ernst an, ehe er entgegnete: „Liebes Kind, Du mußt es doch wissen, daß ich über menschliche Dinge eine freie Auffassung habe, und wenn einer das tut, was seine Natur gebieterisch von ihm fordert, so vermag ich für mein Teil darin keine Sünde zu entdecken.“

Sie atmete tief auf. „Ich will Dir das nicht vergessen. Du ahnst gar nicht, wie gut mir Deine Worte gerade jetzt tun. Gottlob, daß wir uns verstehen, und darum kann ich Dich beruhigen. Ich bin nicht leichtfertig in einem üblen Sinne.“

Er wehrte ab. „Das weiß ich ja, darüber brauchst Du kein Wort zu verlieren. Im Gegenteil, ich habe immer gefunden, daß in Dir zu viel Schwere ist. Du nimmst das Leben zu ernst. Man soll in seiner Jugend leichtlebiger sein, man soll zuweilen getrost drei eine gerade Zahl sein lassen.“

„Man soll,“ sagte sie leise, und ihre Züge erhielten etwas Verträumtes. „Ich glaube, Vater, es kommt überhaupt nicht auf das Sollen an. In jedem ist ein Müßen, gegen das es kein Sichwehren gibt.“

„Mädel, Du bist mir zu gescheit, und wenn ein Frauenzimmer zu philosophieren anfängt, so ist es schlecht um sie bestellt. Nachdenklichkeit ist Mannesache, und auch nur zuweilen Mannesache,“ fügte er gutmütig hinzu.

„Ach, Vater, Du bist altmodisch, und wenn es nach Dir ginge, dürfte unsereins nur den Kochlöffel schwingen, bevor sie heiratet.“

„Das Kinderkriegen ist auch die Hauptsache,“ antwortete er lakonisch.

„Und all die alten Jungfern?“

„Gange mir davon nicht an. Die Vitanei kenne ich zur Genüge. Eine Frau ist dazu da, Kinder zu kriegen, basta!“

„Auch die Frauen, die nicht geheiratet werden?“

„Auch die,“ entgegnete er mit voller Ueberzeugung. „Auf das Heiraten kommt es überhaupt nicht so sehr an, zu dem Standpunkt wird man sich bald durchgerungen haben.“

„Wenn ich Dich so höre, erschrecke ich ordentlich. Wie würdest Du Dich dazu stellen, wenn mir das passierte?“

„Das halte ich für ausgeschlossen. Ich möchte den sehen, der Dich im Stiche lassen könnte.“

Sie wurde plötzlich ganz heiter. „Vater, Du hast eine göttliche Logik,“ sagte sie lachend, „verkündest die revolu-

honarischen Ideen und freiesten Anschauungen und weicht auf der Stelle zurück, wenn es sich um Dein Fleisch und Blut handelt.“

„Das ist ganz falsch. Ich halte es nur für überflüssig, einen Fall zu diskutieren, der ausgeschlossen ist. Weder wirst Du Dich wegwerfen, noch wird Dich einer, er sei, wer er sei, jemals aufgeben können.“

„Und wenn ich es doch täte, und wenn ich dieses Schicksal hätte, daß Tausende vor mir durchgemacht haben. Wie würdest Du Dich dann zu der Frage stellen?“

Er überlegte nur wenige Sekunden. „Kind,“ entgegnete er dann kaum hörbar, „ich gebe zu, daß ich da — er zeigte auf seine Brust — einen heftigen Schmerz verspüren würde, aber einen Stein würde ich auf Dich nicht werfen. Und den entriesteten Vater, der seine Tochter verflucht und sich in seinem Zorn für etwas sehr Großartiges hält, würde ich auch nicht spießen. Mit dieser säuerlichen, etwas abgestandenen Moral bin ich gründlich fertig.“

„Gott möge es verhüten,“ sagte sie leise und mehr für sich, „daß Du jemals in die Lage kommst, Deine Theorien praktisch zu verwerten.“

„Ja,“ sagte auch er, „Gott möge das verhüten“ . . .

Drittes Kapitel.

Reßler saß mit Drenkowitz wieder im Café des Westens und redete mit Eifer in ihn hinein. Aber Drenkowitz schüttelte nur den Kopf und sah den Freund ernst und besorgt an. Reßler wurde unruhig.

„Ich erkläre Dir, daß Du das nicht verstehst,“ brachte er nervös hervor. „Die meisten Häuser in Berlin werden von Leuten gebaut, die keinen Pfennig in der Tasche haben.“

„Das mag für die anderen gut und schön sein,“ erwiderte Drenkowitz, „aber Du darfst Dich nicht darauf einlassen. Ich bin der Ansicht, daß man seinen guten Namen nur einmal verlieren kann.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Blut-Untersuchungen.

Vor kurzem erregte bekanntlich der Mordprozeß Berger großes Aufsehen. In diesem Kriminalprozeß spielte auch die Frage der Blut-Untersuchung eine große Rolle, da es sich darum handelte, Blutsfede an einem kleinen Keislorbe, als von Menschenblut herrührend, festzustellen. Der während der Verhandlungen von einer Seite gemachte Einwand gegen die Blutfeststellung eines der Sachverständigen wurde schon vor Gericht als hinfällig nachgewiesen.

In der letzten Sitzung der Polytechnischen Gesellschaft zu Berlin nahm nun Dr. Jezierich Gelegenheit, die Methoden der Blut-Untersuchungen an Hand vieler Projektionsbilder einem größeren Publikum vorzuführen. Dr. Jezierich ist gerichtlicher Chemiker und hat in seiner Eigenschaft als gerichtlicher Sachverständiger im Laufe der letzten drei Dezennien außerordentlich viele Blut-Untersuchungen ausgeführt. Der Vortragende war daher in der Lage, bei seinen Ausführungen auf eine große Anzahl interessanter Kriminalfälle Bezug zu nehmen. Bei dem hier in Rede stehenden Vortrage handelte es sich im wesentlichen darum, auch dem Laien den Nachweis zu führen, daß die Methoden der Blut-Untersuchung durchaus zuverlässig und daß in Bezug auf die Feststellung von Menschenblut bei sachgemäßem Arbeiten alle Garantien gegeben sind. Es sei gleich vorweg bemerkt, daß es Dr. Jezierich gelang, diesen Nachweis glänzend zu führen, wobei seine Ausführungen durch die instruktiven Projektionsbilder wesentlich unterstützt wurden.

Bei fast allen schweren Verbrechen spielt Blut eine große Rolle. Dieser „ganz besondere Saft“ ist nun ein wohlorganisiertes Ganzes, das sich aus einer Flüssigkeit mit bestimmten Bestandteilen (Eisen, Stickstoff, Eiweiß etc.) zusammensetzt. Das Blut besteht aus den Blutkörperchen und dem Plasma. Die Blutkörperchen setzen sich aus roten und weißen Blutzellen zusammen. Das Plasma besteht aus dem Fibrinogen und dem Serum. Alle Bestandteile des Blutes nach Ausscheidung des Serums oder Blutwassers führen den zusammenschließenden Namen Blutkuchen. Blut, das an der Atmosphäre steht, scheidet das Serum bald ab.

Für die Blut-Untersuchung ist nun die sogenannte spezifische Blutreaktion von größter Bedeutung. Diese tritt auch dann ein, wenn Blut schon zerlegt ist oder wenn noch andere Körper auftreten. Löst man eingetrocknetes Blut in geeigneter Weise mit Hilfe der hierfür üblichen schwachen Kochsalzlösung auf, so tritt folgende Reaktion auf: die Flüssigkeit erscheint zuerst rot, nimmt dann ein bläuliches Aussehen an und erscheint endlich tief dunkelblau. Die einzelnen Bestandteile einer solchen Blutlösung sind dann weiter zu untersuchen.

In manchen Kriminalfällen sind blutige Fingerabdrücke ein gutes Mittel zur Feststellung der Identität des Verbrechers. Sehr oft faßt der Verbrecher nach vollbrachter Tat mit noch blutbesudelten Händen auf Glas (zum Beispiel beim Mordzuge

durch ein vorher eingeschlagenes Fenster). Nun ist aber die Oberfläche namentlich der Haut unserer Finger durchaus nicht glatt. Schon bei Betrachteten mit bloßem Auge kann man erkennen, daß die Haut feine Linien aufweist. Diese ringförmigen Linien sind aber nie bei zwei verschiedenen Individuen gleich. Die Natur hat in dieser Hinsicht einen unerschöpflichen Vorrat von Formen. Die Fingerabdrücke sind daher die beste Art der Feststellung einer Persönlichkeit. Aus diesem Grunde werden denn auch von jedem neu eingelieferten Verbrecher von den Fingern einer Hand mit Hilfe einer Art Druckschwärze Abdrücke auf eine Karte, die alle Personalangaben enthält, gemacht. Dieser Erkennungsdienst arbeitet z. B. auf dem Berliner Polizeipräsidium mit circa 50 000 solcher Karten. Trotzdem ist noch nie die Übereinstimmung der kreisförmigen, spiralförmigen und sonstigen Linienformen zweier Personen beobachtet worden. Findet sich nun z. B. auf einer Fensterscheibe ein Fingerabdruck, so wird er sorgfältig aufgehoben und vergrößert photographiert. Stellt sich dann heraus, daß der entsprechende Fingerabdruck eines Beschuldigten dem auf der Tatstelle gefundenen Abdruck entspricht, so ist die Identität in denkbar bester Weise schon festgestellt. Eine solche kleine Unvorsichtigkeit ist also für die Aufdeckung von Verbrechen sehr wichtig, da ja der Verbrecher mehr als eine Visitenkarte, da er gewissermaßen eine Identitätskarte zurückläßt. Aus diesem Grunde hat man gelegentlich schon festgestellt können, daß besonders vorsichtige Verbrecher nur noch in Handschuhen „arbeiten“. Dit ist auch das vom Mörder erbeutete Geld mit Blutsfeden beschnitten. In vielen Fällen hat sich dann bei der Nachforschung nach solchem Gelde feststellen lassen, welchen Weg der Verbrecher genommen hat.

Bei den Blut-Untersuchungen spielt die Anwendung der Beleuchtung durch ein Prisma auch eine große Rolle. Das mit der Lichtbahn eines Prismas beleuchtete Blut liefert bestimmte Bänder im Spektrum. Aus diesen Bändern kann man die Anwesenheit von Sauerstoff und von Kohlenoxyd nachweisen. Das führt wieder zu der Feststellung, ob eine Leiche, die in einem abgebrannten Hause gefunden wird, schon als solche bei Ausbruch des Brandes vorhanden war. Viele Mörder pflegen nämlich nach vollbrachter Tat das Haus anzuzünden, um so die Spuren ihrer Tat zu verwischen. War der in einem solchen Hause gefundene Mensch noch lebend bei dem Ausbruch des Brandes, so müssen sich bei der Blutuntersuchung durch das Spektrum die charakteristischen Linien des Kohlenoxyds zeigen, da er ja dieses beim Brande entstehende Gas bis zur Veratmung eingeatmet haben muß. Zeigt sich aber im Spektrum kein Kohlenoxyd, wohl aber Sauerstoff, so ist das ein Beweis dafür, daß der aufgefundenene Mensch vor dem Brande unangebracht worden ist. Diese Untersuchung wird übrigens noch durch eine Untersuchung der Lunge ergänzt. In diesem Atmungsorgan müssen sich nämlich Rußteilchen finden, wenn der Mensch noch im brennenden Hause gelebt hat.

Durch die Form der Blutsfede und Blutspritzer kann man feststellen, aus welcher Richtung das Blut auf den beschnittenen Gegenstand gekommen ist. Dadurch ist schon oft die Unmöglichkeit behaupteter Selbstmorde oder Unglücksfälle nachgewiesen und der Mord festgestellt worden.

Oft wird in Kriminalfällen die Anwesenheit von Blut zugeteilt, aber behauptet, daß dieses nicht von einem Menschen, sondern von einem Tier herrühre. Diese Behauptung läßt sich leicht auf ihre Richtigkeit prüfen. In dieser Hinsicht spielen die Kristalle, die aus dem Blutfarbstoff gewonnen werden, eine wichtige Rolle. Betrachtet man mit Hilfe geeigneter Mikroskope Blut, so erkennt man, daß die Blutkörperchen ganz bestimmte Formen aufweisen. Beim Menschen sind sie rund und haben einen Durchmesser von 0,0078 bis 0,0080 Millimeter; sie haben eine entfernte Ähnlichkeit mit Aufierschalen. Von diesen Blutkörperchen finden sich im Blute eines normalen erwachsenen Menschen ungefähr 30 000 Milliarden. Die roten Blutscheiben beim Schwein und Hirsch sind kleiner als beim Menschen. Nun kann man aber mit unseren modernen technischen Hilfsmitteln den Durchmesser solcher Körperchen mit Leichtigkeit bis auf die winzigsten Bruchteile eines Millimeters messen. Der Durchmesser der Blutkörperchen des Schweins ist nur 0,0064, und es ist klar, daß man durch die genaue Feststellung der Größe der Blutscheiben leicht den Nachweis führen kann, ob es sich in der Tat, wie der Verbrecher behauptet, um Schweine- oder ein anderes Tierblut handelt, oder ob wir es mit Menschenblut zu tun haben. Im übrigen sind die Blutkörperchen aber auch sonst bei verschiedenen Tieren noch gewissen charakteristischen Verschiedenheiten unterworfen, sodaß auch der Laie, der erst durch den Vortrag Jezierichs mit diesen Untersuchungsmethoden bekannt wurde, schon bald selbst feststellen konnte, ob man es mit Menschen- oder Tierblut zu tun hat. Behauptet aber ein Verbrecher, das z. B. an seiner Kleidung gefundene Blut sei solches von Tauben etc., so ist die Feststellung noch leichter, da diese Vögel Blutscheiben von länglicher Form und von größerem Durchmesser als der Mensch haben.

In einem Mordprozeß war die Gattin des Ermordeten gleich nach der Tat verhaftet worden. Sie behauptete, ihr Mann sei durch Fall gegen einen Ofen zu Tode gekommen. Der Ofen wurde nach Blutspuren untersucht. Es fanden sich auch solche in großer Zahl. Die Untersuchung ergab aber, daß man es mit Hühnerblut und nicht mit dem Lebenssaft eines Menschen zu tun hatte. Es stellte sich heraus, daß die Mutter der verhafteten Frau nachträglich ein Huhn am Ofen geschlachtet hatte, um die Behauptung ihrer Tochter durch Blutspuren glaubhaft zu machen. Natürlich wurde dem Mädchen durch die wissenschaftliche

Untersuchung ein Ende gemacht und das Geständnis der beiden Frauen ergab die Richtigkeit der vom Sachverständigen behaupteten nachträglichen Schächtung eines Fußes. Von größter Wichtigkeit für die Blutuntersuchung ist die Serum-Methode geworden. Um das hierfür nötige Serum zu gewinnen, werden Tiere (besonders Kaninchen) mit Blut, das ihnen in die Bauchhöhle eingespritzt wird, wiederholt geimpft. Ist ein so behandeltes Tier zur Serumgewinnung reif, so wird es chloroformiert und nach Ausschneiden der Brusthöhle seines Blutes beraubt. Der Tod tritt dann infolge Verblutung ein. Um ein Serum zu gewinnen, das in der gewünschten Weise bei Untersuchungen von Menschenblut reagiert, muß man dem Versuchstier gesundes Menschenblut einimpfen. Dieses ist natürlich schwer zu beschaffen, da es nur vom lebenden Menschen gewonnen werden kann, weil Leichenblut zu schnell in Fäulnis übergeht. Da auch das bei Operationen frei werdende Blut, weil nicht keimfrei, nicht geeignet ist, so war Dr. Jeserich genötigt, sich für die ersten Serumpräparate selbst Blut abzugießen. Dieses geschieht mit einem Vakuumapparat jetzt so schnell und so wenig schmerzhaft, daß sich nun so leichter Personen finden, die im Interesse der Wissenschaft solche ungeschädlichen Blutabzapfungen mit sich vornehmen lassen.

Das vom fertigen Versuchstier gewonnene Blut muß so behandelt werden, daß es durchaus keimfrei bleibt. Daher müssen alle Gefäße und Apparate, die mit dem Blute in Berührung kommen, absolut steril sein. Von dem Blute scheidet sich das Blutwasser ab. Dieses wird dann noch mit Hilfe einer kleinen Zentrifuge oder unter Anwendung eines besonderen Filters gereinigt. Das Serum liefert nun, sobald es zu der durch Kochsalzlösung ausgelagerten Blutflüssigkeit gebracht wird, ganz bestimmte Reaktionen. Auf diese des näheren einzugehen, würde hier zu weit führen. Es ist aber interessant, daß man mit Hilfe dieses Serums neuerdings feststellen kann: bestimmtes Menschenblut rührt von einem ganz bestimmten Menschen und von niemand anders her. —

P. M. Grempe.

Kleines feuilleton.

o. Einschnüren. — Begeben wir uns nach den fernen nördlichen Ländern, sagen wir nach Rußland. Vor uns liegt eine weite, ebene Fläche, und auf dieser Ebene geht ein Mensch. Da erhebt sich ein eisiger Wind: unser Wanderer kämpft sich vor Kälte zusammen und sucht seinen Schritt zu beschleunigen, aber das Gehen wird ihm immer schwerer und schwerer, er spürt, daß seine Kräfte nicht ausreichen, und doch ist es bis zu einer menschlichen Wohnung noch sehr weit, und es droht ihm die Gefahr des Erfrierens. Doch unten am Horizont zeigt sich eine Krümmung am Himmel, sie wächst unter dem beharrlichen Wehen des schneidenden Windes beständig an und nach geraumer Zeit, wo die Kräfte schon gänzlich zu erlahmen drohen, beginnt in dichten Flocken Schnee zu fallen. Jetzt atmet unser Wanderer frei auf: er ist gerettet! Er wählt sich irgend ein bequemes Plätzchen, ein solches, wo der Schnee recht hoch liegt, hier gräbt er sich mit den Händen eine Höhlung im Schnee, füllt sich dichter in seine Kleidung und legt sich hinein. Unmählich wird der Wanderer von Schnee bedeckt. Man braucht nicht zu fürchten, daß er in seinem weichen Bette erstickt: Der Schnee läßt keine Wärme, aber ungehindert die Luft durch. Dem Eingeschnürten bleibt nur übrig, das Umwetter vorübergehen zu lassen, sich dann einen Weg durch den Schnee zu bahnen und seinen Weg fortzusetzen. So verfahren auch einige Tiere, z. B. die Vorkühner. Es ist eine Eigentümlichkeit dieses Vogels, die ihm mit gewissen anderen Vorkühnern gemeinsam ist, sich bei heftiger Kälte in der Erwartung eines größeren Schneefalles einfach einschneien zu lassen. Gewöhnlich pflegt das Vorkühnen des Abends, nachdem es zuvor am Tage den Kropf mit Birkenknochen, Wacholderbeeren oder Nichtenadeln gefüllt hat, ein Loch im Schnee zu krapen, wo es dann ganz stille liegt und sich ganz und gar von dem fallenden Schnee bedecken läßt. Auf diese Weise überdeckt können die Vorkühner mehrere Tage zubringen. Sie erheben sich erst, wenn der starke Schneefall vorüber ist, oder wenn der Hunger sie dazu treibt. Oftmals trifft man ganze Schwärme von Vorkühnern auf diese Weise eingeschneit an, und gerät man zufälligerweise mit dem Fuße an eines dieser Löcher, pflegt die ganze Versammlung unter starkem Geschrei die Flucht zu ergreifen.

Unter dem Schnee sind sowohl die jungen Keime des Winterlorns als auch die jungen Gräser, deren Wurzeln bei der trockenen Kälte von dem Winde entblößt werden, sowohl der Wärr in seiner Höhle als auch jedes Lebe- und Pflanzenwesen vor dem Verlust der Wärme und dem verderblichen schnellen Uebergang vom kalten zum wärmeren Wetter geschützt: denn unter dem Schnee ist es den ganzen Winter gleichmäßig warm. Der Schnee ist im Winter eine wärmende Hülle für die Erde, er ist dasselbe für sie, was für den Menschen ein wärmendes Winterkleid ist. —

kl. Das Elend in der Mandschurei. Von dem Leben und Treiben der chinesischen Bevölkerung der Mandschurei während der Kriegszeit entwirft der Kriegskorrespondent des „New York Herald“, der sich bei der russischen Armee befindet, in einem vom Ende November datierten Briefe ein interessantes Bild: Zu Beginn des russisch-japanischen Konfliktes schien es, als ob das chinesische Leben auf dem Kriegsschauplatz behaglich fortgehen würde. Die Landleute am Jalu,

in La-Schin-tschiang und Hai-tscheng hatten nicht viele Klagen zu führen. Zuerst beunruhigte sie das Eindringen der bewaffneten Fremden, aber bald benutzten sie die Gelegenheit und verdienten Geld von beiden Parteien. Die Russen schienen zwar abgeneigt, Siege zu gewinnen; aber sie gaben reichlich Geld aus. „Wir kommen bald hierher zurück und müssen einen guten Eindruck machen,“ sagten sie. Bei Liaungang und im Tai-tse-Tal tobte zum erstenmal ein erbitterter Kampf, unter dem auch die Chinesen litten; aber wenn Liaungang für sie das Fegefeuer war, so ist der Schaho die Hölle. Jeder in einer russischen Stellung gefundene Chinese wird erschossen. Die ganze russische Front entlang, die sich über 150 Kilometer erstreckt, gibt es keine Chinesen. Die Dörfer sind unbesetzt und das Land liegt verwüstet. Chinesen, die vor wenigen Monaten noch wohlhabende Ackerbauer waren, bringen den russischen Soldaten jetzt als Hausierer Zucker, Brot und Tabak. Sie können sich schon russisch verständigen. Vor der Schlacht am Schaho flohen die Bewohner von 400 Dörfern nach Mulden; die Bevölkerung jener Stadt hat sich daher verdoppelt. Die Leute mußten in den Höfen schlafen, die Missionäre, der chinesische Gouverneur und die russischen Behörden konnten nur wenig zur Linderung des Elends tun. Jetzt im Winter sterben viele Flüchtlinge infolge der Kälte. Als ich am 21. November von Mulden zur Front ritt, drang der kalte Wind durch alle meine Pelze, so daß ich fast erfror. Ueber die kahle, trostlose Ebene sah ich wie gewöhnlich eine Schaar berarmerter Chinesen nordwärts ziehen. Einige kamen in Wagen, in denen alte Männer und Frauen, Mädchen und kleine Kinder saßen, während das Gepäck aus einem Bullen, einem blinden Pferd und zwei Eseln bestand; aber die meisten mußten gehen. —

Die Chinesen aus der Stadt sind im Gegensatz zu den arglosen und gastfreien Chinesen vom Lande argwöhnisch und habgierig. Der Städter verkauft hauptsächlich alkoholische Getränke, Konserven und Unterkleidung, die — in Japan gemacht ist, aber die Namen bedeutender europäischer und amerikanischer Firmen trägt. In den Charbiner Singpielhallen klagt man darüber, daß der gewöhnliche Bedarf an Champagner infolge des unglücklichen Krieges nicht aus Tokio gedeckt werden konnte. Die chinesischen Kaufleute in Mulden haben aber japanische Fabrikate aller Art über Siamintum eingeführt, ohne daß die Japaner Widerspruch erhoben hätten. Im Gegenteil, sie sehen es wohlgefällig mit an, daß sich die Russen mit „Pariser Seife“ aus Tokio waschen, „schottischen Whisky“ aus Yokohama trinken und in die Schlacht mit schlechtestem Unterzeug aus Ojala ziehen. So kamen neulich dreißig Wagenladungen voll Waren nach Mulden, die aus Europa oder Amerika stammen sollten, aber fast ausnahmslos in Japan verfertigt waren. Wenn die Geheimgeschichte des Krieges geschrieben wird, so wird sich wahrscheinlich herausstellen, daß das schlechte japanische Vieh mehr mit dem Verlust Liaungangs zu tun hat, als Aurokis Umgehungsstakt. Als Obama in Liaungang einzog, sagte er den chinesischen Kaufleuten zu ihrem Erstaunen die genauen Preise ihrer teureren „europäischen“ Weine und Delikatessen. Die unschuldigen Chinesen wußten nicht, wie er zu dieser Kenntnis kam. Seine Soldaten durften auch nur ein Achtel der geforderten Preise zahlen, und trotzdem verdienten die Chinesen noch viel daran. Aber sie besagten den Abzug der Russen, an denen sie 500 Proz. verdienten, schmerzlich. Der Kriegskorrespondent im russischen Lager muß manche Nachteile mit in den Kauf nehmen. Da er sich bei einem im Rückzug begriffenen Heere befindet, bekommt er das zurückgelassene Gepäck nie wieder. Zweitens handelt das Heer nicht über die Preise, diese steigen infolgedessen, und er muß alles sehr teuer bezahlen. So kaufte ich neulich für 20 Rubel ein Schaffel, nachdem ich wie verrückt gehandelt hatte, und nachher entdeckte ich, daß der Marktwert fünf Rubel betrug. Bediente, Pferdejungen, Kulis und Kaufleute, alle verbänden sich, um die Preise hoch zu treiben und möglichst viel „herauszuquetschen“. Dieser Krieg ruiniert den mandschurischen Landmann und macht den mandschurischen Händler reich, so daß sich die Bedeutung der Städte heben wird. Chinesische Schneider, Sattler, Photographen, Radschaw-Führer, Diener und andere, die sich durch die Russen bereichert haben, werden Land ankaufen, Bergwerke bearbeiten und Fabriken in den Städten begründen; denn der Krieg treibt die ganze Bevölkerung in die Städte; viele Dorfbewohner werden in den Städten bleiben, weil sie keine Dörfer und kein Geld zum Beginn des Ackerbaues mehr haben. Aus Landarbeitern werden sie Fabrikarbeiter. Wer aufs Land zurückkehrt, wird Knecht einer emporkommenden Gutsbesitzerklasse werden. —

o. Zucker aus dem Saft der Vogelbeeren. Im Jahre 1852 hatte der französische Forscher Pelouze eine Zuckerart, die Sorbose, aus dem Saft der Beeren der Eberesche (*Sorbus aucuparia*) gewonnen. Seitdem war es nur in einzelnen Fällen gelungen, den Stoff von neuem zu erlangen, da man die Bedingungen, unter denen er entsteht, nicht kannte und aufs Geratewohl darauf los experimentierte. Jetzt ist es G. Bertrand geglückt, die Methode der Sorbosegewinnung und die chemischen und biologischen Vorgänge, welche sich dabei abspielen, genau festzustellen. Der Zucker entwickelt sich in Gefäßen, in denen der Vogelbeersaft frei der Luft ausgesetzt ist, nachdem bestimmte Bakterien darin ihre Tätigkeit entfaltet haben. Diese Kleintiere nennt er Sorbose-Bakterien. In dem Saft der Ebereschenbeeren tritt, wenn dieser in einem offenen Gefäße im Freien einige Zeit stehen bleibt, eine alkoholische Gärung ein. Nach wenigen Tagen ist aller vorhandene vergärungsfähige Zucker verschwunden und an seine Stelle ist Alkohol getreten. Nach der Gärung bedeckt sich der Saft mit einer sogenannten Rahmhaut, welche der Wirk-

saurem eines Hefepilzes zuzuschreiben ist. Dieser zerlegt den Alkohol und zerstört auch andere in dem Saft enthaltene Stoffe, wie dies auch hinführende Schimmelpilze tun. Diese aber erzeugen ebensoviele wie der Hefepilz Sorbose. In dem Saft legen mitunter die kleinen rötlichen Essigsäuregärtlinge ihre Eier ab. Aus ihnen gehen Larven hervor, die in reicher Anzahl an der gallertartigen Oberfläche des Saftes erscheinen. Sie entwickeln sich hier zu vollkommenen Insekten, die ihrerseits wieder ihre Eier in den Gefäßen ablegen. So folgen mitunter mehrere Generationen, bis der eintretende Frost die Kerbtiere vernichtet. Die Oberflächenschicht des Saftes kann nur durch Schütteln der Gefäße aus dem Gleichgewicht gebracht werden, so daß sie zu Boden sinkt. An ihrer Stelle bildet sich eine neue Haut über dem Saft, und der Prozeß kann öfters wiederholt werden. Ist die Menge des Saftes nicht zu groß und die Temperatur günstig, so wird die letzte Haut, die sich auf dem Saft befindet, undurchsichtig, sie trocknet ein und nimmt eine grünliche Färbung an. Jetzt ist endlich der langwierige Prozeß zu Ende. Der Saft enthält jetzt zu einem sehr hohen Prozentsatz die gesuchte Zuderart, die Sorbose. In der Hautmasse des Saftes sind zahlreiche bewegungslose Eradchen von mikroskopischer Größe enthalten, das sind die Batterien, die, wie sich durch Infektionsversuche mit Reinkulturen feststellen läßt, die Sorbose produzieren. In dem Saft gelangen sie durch die erwähnten Fäulnisse, welche die Pilze übertragen. Um die Batterien auf diese Weise verschleppen zu können, müssen sie aber vorher in einem Medium, zum Beispiel in Essig, gelebt haben, in dem die Mikroorganismen vorhanden sind. Diese bilden die Sorbose aus dem Sorbit, einem sechstwertigen Alkohol, der im Vogelbeersaft enthalten ist. Sorbose entsteht aus dem Sorbit durch Oxydation, die Arbeit der Batterien beruht also darauf, daß sie den Sauerstoff der Luft an den Sorbit binden. Dadurch geht dieser in die Zuderart über. So wird es auch erklärlich, warum der Vogelbeersaft unverschlossen der Luft ausgesetzt werden muß, falls Sorbose gewonnen werden soll. Dieser Stoff kann übrigens auch aus Äpfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen und anderen Früchten gewonnen werden, da in ihnen auch Sorbit enthalten ist. So interessant nun der Prozeß der Gewinnung des Zuders ist, so ist diese doch zu unständig, als daß sie praktische Bedeutung erlangen könnte. Die Sorbose gehört zu den vielen Zuderarten, die nur im Laboratorium der Chemiker eine Rolle spielen. —

Volkstunde.

— Artlich und gedeeche. Wir lesen in der „Leipziger Zeitung“: „Bis doch nicht so artlich (ortlich)!“ ruft man im sächsischen Nieder- und Oberlande einem zu, der sich sonderbar benimmt. „Hab Dich doch nicht so!“ „Sei doch nicht komisch!“ würde der Städter dafür sagen, vielleicht auch „Sei kein Frosch!“ Die Bildung artlich ist nicht schriftdeutsch, eigenartig wäre das entsprechende schriftdeutsche Wort, während das einfache artig in der Mundart kaum vorkommt, höchstens das Gegenteil unartig = wort. Allerdings verwendet das Erzgebirgische die Silbe lich mehrfach an Stelle der Silbe ig, zum Beispiel zeitlich für zeitig (zeitlich aufstehen), widerwartlich für widerwärtig. Für artlich kann aber diese Vertauschung nicht angenommen werden, würde doch das Wort die Bedeutung unartig so ziemlich in ihr Gegenteil vertehren. In Rücksicht hat allerdings artlich die Bedeutung artig. Daß ein und dasselbe Wort gegensätzliche Bedeutungen in sich vereinigen kann, beweist gedeeche oder gebäche. Meist wird es in dem Sinne von niedergeschlagen, still, kleinlaut, demütig, fügsam, geknickt (besonders nach einer Abkantung) gebraucht; auch ein Pferd kann man gedeeche machen, das heißt händigen. Man leitet das Wort von dem mittelhochdeutschen daesic = stille, in sich gelehrt, aber auch: dumm, albern ab. Letztere Bedeutung lebt in der Form dösig, es ist daher zweifelhaft, wie daesic noch eine zweite Form gedeeche entwickeln konnte. Nun wird für dieses Wort von kundiger Seite aus Dresden, auch die Bedeutung lustig, vergnügt, sowie flink und freundlich, bezeichnet, die sich weder mit der zuerst angegebenen, noch mit denen von daesic vereinigen läßt. So hat man denn eine andere Erklärung gesucht, und zwar mit Hilfe des — Hanswurst, genauer der französischen Zeichnung des Hanswurst Jean Potage (eigentlich Hans Supp). Diese stehende und beliebte Figur der alten Komödie wurde in Sachsen, zum Beispiel in Leipzig, als Schampetische eine Verkörperung nicht nur lustigen Uebermutes, sondern auch schmiegsamen, höflichen und kleinlauten Wesens — sehr oft ging es ja auch dem Hanswurst traurig, wenn er auch immer wieder in alter Lustigkeit emporschnelle wie ein Stehaffchen (das ist Stehfuß) aus Hollundermarl. Unter Weglassung des ersten Namens Scham für Fear hätte sich dann gedeeche ergeben. Diese Erklärung läßt sich ja leicht anzweifeln; wie nahe aber Ernst und Scherz sich berühren, zeigt der Umstand, daß in Großenhain vor einem Menschenalter der Leichenbitter, der mit schwarzem Stab vor einem Leichenzug einherschritt, nachdem er zuvor den Todesfall bei Verwandten und Bekannten angesagt hatte, den Namen Sechserhanswurst führte. —

Meteorologisches.

— Ueber den Jahresanfang auf dem Säntis wird der „Frankfurter Btg.“ berichtet: Böse Stunden brachte der Jahresanfang dem meteorologischen Observatorium auf dem im Sommer von vielen Touristen besuchten Säntisgipfel im Appenzeller Ländchen. Nach dem wunderschönen Dezemberwetter, das dem Hochgebirge beschieden war, wirkten die Silvester- und Neujahrsüberrassungen doppelt empfindlich. Am Abend des 31. Dezember setzte in der

Höhe über 2000 Meter eine so strenge Kälte ein, daß sämtliche Uhren der im Freien befindlichen Registrierinstrumente sofort zum Stillstand kamen. Drei Tage lang versagte das sonst so wetterharte selbstschreibende Thermometer infolge der großen Kälte Wirkung vollständig; die Quecksilber-Thermometer der Station kamen, da die Temperatur rapide auf -34 Grad herabgegangen war, an die Grenze ihrer Registrierfähigkeit. So lange die Station auf dem 2500 Meter hohen Gipfel des Säntis besteht, — also seit reichlich 20 Jahren — ist eine solche Unterbrechung in den Funktionen der Instrumente infolge „höherer Gewalt“ noch nie vorgekommen. Es wurde versucht, die Instrumente ins Zimmer zu nehmen, um sie „aufzutauen“ zu lassen; sobald man sie aber in solch aufgefrorenem Zustande wieder ins Freie stellte, kam das treibende Uhrwerk binnen wenigen Minuten wieder zum Stillstand. Zwei Tage lang, 1. und 2. Januar, wütete in der eisigen Höhe ein orkanartiger Nordost, der in der Nacht vom 1. auf den 2. unglücklicherweise noch den Zirkulations- = Füllösen im Instrumentenzimmer des Observatoriums zum Verlöschen brachte. Infolgedessen hatten die armen Insassen, der Beobachter Sommer und seine Gattin, 15 Grad Kälte im Zimmer auszuhalten. Bald gefroren die elektrischen Batterien zu kompaktem Eis, und dadurch wurde auch noch der selbstschreibende Sprung- = Zuckische Wagebarograph (für kontinuierliche Aufzeichnung des Luftdrucks) außer Betrieb gesetzt. Um das Maß voll zu machen, gingen in derselben Nacht alle Wassergefäße, Labors usw., die schon seit 15 Jahren auf der Station benutzt werden, durch die Sprengwirkungen der ungewohnten Kälte in die Brüche. . . . —

Humoristisches.

— Reflexion. Schauspieler (der während seiner Sterbeszene ausgepiffen wird): „Das ist nicht schön! Nicht einmal mit Ruhe lassen sie mich sterben!“ —
 — Nach dem bekannten Sprichwort. Bauer (zu einem anderen, der sich über seine kleinen Kartoffeln auf dem Felde beklagt): „Ja, ja, gegen die Trockenheit hilft aa die größte Dummheit nix!“ —
 — Gleiche Seelen. Kellner: „Zwei Paar Bratwürste für Herrn Bierhuber.“
 Wirt: „Dem stellen Sie nur ein Paar hin, der ist ja schon betrunken und sieht alles doppelt.“
 Kellner: „Geschicht schon, er hat ja vier Paar bestellt.“ —
 („Meggenborfer-Blätter“.)

Notizen.

— Die Münchener dramatische Gesellschaft bringt nächstens das Trauerspiel „Der dumme Hans“ von Eduard von Kehlerling und das Drama „Der reiche Jüngling“ von Karl Rehner im Volkstheater zur Aufführung. —
 — Wolzogen wird seine Sommer-Oper mit „König Midas“ von Hans Hermann eröffnen. —
 — Auch im Bremer Stadt-Theater hatte Leo Viehs Oper „Alpenkönig und Menschenfeind“ großen Erfolg. —
 — Ach, wir armen Klosterbrüder! Die Polizeidirektion in München hat die Verfügung erlassen, daß fortan die Volksfänger und Komiker in ihren Szenen und sonstigen Darbietungen wirkliche Uniformen deutscher Soldaten oder Behörden sowie geistliche Kleidungen einschließlich der Mönchs- und Nonnengewänder nicht mehr benutzen dürfen. Wer dagegen sündigt und wieder sündigt, dem wird die Konzession entzogen. —
 — Die Große Berliner Kunstausstellung 1906 wird eine umfangreiche graphische Abteilung enthalten, die einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der deutschen Graphik geben soll. Alle Kunststätten Deutschlands werden vertreten sein. —
 — Die Pariser Freunde und Schüler des verstorbenen Bildhauers Jules Dalou bereiten eine große Dalou-Ausstellung vor. —
 — Nach dem Orchideen-Taumel ein Kellen-Bahnstinn. Ein New-Yorker Millionär hat für eine neue Kellenart, deren Blüten schneeweiß sind und nur hie und da leise Karminflecke tragen, 80 000 M. gezahlt. —
 — Neue Beobachtungen am Radium. In der Pariser Akademie der Wissenschaften hielten die beiden Forscher Salomonson und Dreher einen Vortrag über neue Erscheinungen, die sie durch Experimente mit Radium feststellten. Eine Glasplatte, die 25 Minuten den Radiumstrahlen ausgesetzt war, hatte eine andere Färbung angenommen und je nach der Dauer der Einwirkung war die Farbenschattierung verschieden. Gläser, die eine verschiedene chemische Zusammensetzung hatten, zeigten auch eine verschiedene Färbung. Bei Quarzplatten verursachte diese Färbung auch kristallographische Erscheinungen. —
 — England geht jährlich so viel Land an das Meer verloren, wie Gibraltar an Boden umfaßt, und allein an der Ostküste bröckelt jährlich so viel Land ab, wie die Insel Helgoland enthält. —